



Joachim Starbatty / Gregor Vogt-Spira /
Jürgen Wertheimer (Hg.)

Kultur des Wettbewerbs – Wettbewerb der Kulturen

BAND 7

VILLA VIGONI IM GESPRÄCH

Franz Steiner Verlag

IMPULSE



CENTRO ITALO-TEDESCO
PER L'ECCELLENZA
EUROPEA

DEUTSCH-ITALIENISCHES
ZENTRUM FÜR
EUROPÄISCHE EXZELLENZ



Impulse – Villa Vigoni im Gespräch

Band 7

Gegründet von

GREGOR VOGT-SPIRA

ab Band 7 herausgegeben von

IMMACOLATA AMODEO

Kultur des Wettbewerbs – Wettbewerb der Kulturen

Herausgegeben von Joachim Starbatty,
Gregor Vogt-Spira und Jürgen Wertheimer



Franz Steiner Verlag Stuttgart 2012

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-515-10171-4

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen
des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck,
Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie
für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2012 Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Lektorat: Käte Wohltmann

Einbandgestaltung: deblik, Berlin
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
Druck: AZ Druck und Datentechnik, Kempten
Printed in Germany

Inhalt

- 7 Vorwort der Herausgeber
 K Ä T E W O H L T M A N N
- 9 Kultur des Wettbewerbs – Wettbewerb der Kulturen.
 Ein Konferenzbericht
 G R E G O R V O G T - S P I R A
- 15 Die ersten europäischen Wettbewerbskulturen. Griechenland und Rom
 – zwei unterschiedliche Modelle
 H E R M A N N L Ü B B E
- 27 Wettbewerb und sonstige Kulturen des Umgangs mit Unterschieden
 M I C H A E L W O H L G E M U T H
- 37 Dimensionen des Wettbewerbs. Thesen, Theorien, Trugschlüsse
 E L M A R N A S S
- 59 Eine Kultur des normativen Humanismus.
 Was »Liebe in Wahrheit« dazu beiträgt
 H E L M U T D I G E L
- 69 Kulturen des Wettbewerbs im Sport
 J Ü R G E N W E R T H E I M E R
- 101 Wir wollen um die Wette leben
 A N D R E A B E Y E R
- 107 Wettbewerb in den Medien
 A N I L B H A T T I
- 119 Indien im Spannungsfeld von dynamischer Diversität
 und fundamentalistischen Tendenzen
 S T E F A N K R A M E R
- 125 Diskurse von Harmonie und Wettbewerb und die postnationale
 Konstruktion eines »Cultural China«
 R A I N E R H A N K
- 143 Geist und Stil. Warum Ökonomen etwas von Kultur verstehen müssen
 R A I N E R T R E P T O W
- 153 Kulturelle Evolution und pädagogische Einwirkung.
 Erziehung zwischen Wettbewerb und Solidarität

ROLF OERTER

- 167 Wettbewerb und Kooperation – von der biologischen zur kulturellen Evolution

WOLF SCHÄFER

- 183 Europa, Wettbewerb und Haydn

GÖTZ WERNER UND ANDRÉ PRESSE

- 193 Freiheit, Gleichheit, Grundeinkommen

JOACHIM STARBATTY

- 205 Geld, Gier und Wettbewerb. Wie es zu den Exzessen in der Welt des Geldes gekommen ist

- 219 Zu den Autoren

Vorwort der Herausgeber

Weltweit ist Wettbewerb ein beherrschender, wenn nicht der beherrschende Faktor. Die Vorstellungen von dem, was Wettbewerb bedeutet, sind aber nicht nur von Kultur zu Kultur verschieden; sie unterscheiden sich auch durch die Schauplätze, auf denen Wettbewerb herrscht: Sport, Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur. Um einen Begriff von den unterschiedlichen Kulturen des Wettbewerbs zu gewinnen, bedurfte es, besonders in Zeiten der Weltwirtschaftskrise und der Globalisierung, einer ebenso offenen wie kontrovers geführten Diskussion. Die über dem Comer See gelegene Villa Vigoni – eingerahmt von Hügeln und Bergen – war genau der rechte Ort für wissenschaftliche Auseinandersetzung und freundschaftliche Begegnung.

Entsprechend der Komplexität des Themas haben wir versucht, möglichst viele Ansätze philosophischer, kulturwissenschaftlicher und wirtschaftswissenschaftlicher Art zu erörtern. Nicht von ungefähr ist das Wettbewerbsprinzip im Sinne der Sozialen Marktwirtschaft Ausdruck von Freiheit und Verantwortung, also ein gesamtgesellschaftliches und kulturelles Phänomen erster Ordnung.

In diesem Band sind die Beiträge der Konferenz versammelt. Sie stellen entsprechend der Komplexität des Themas unterschiedliche Ansätze zur Disposition und bieten ein breites Panorama des Verhältnisses von Wirtschaft und Kultur.

Viele Köpfe und Hände haben diese Konferenz vorbereitet. Wir danken den freundlichen, aufgeschlossenen und kompetenten Mitarbeitern der Villa Vigoni sowie Sylvia Bytow, Mauricio Vargas und besonders Käte Wohltmann von der Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft, die von Tübingen aus die Konferenz vorbereitet haben. Großer Dank gebührt weiter Käte Wohltmann, die den Tagungsband für den Druck vorbereitet hat und dies mit großer Sorgfalt, Energie und Ausdauer getan hat. Sie hat auch den zusammenfassenden Bericht der Tagung geschrieben.

Gern danken wir der Heinz Nixdorf Stiftung, die diese Konferenz möglich gemacht hat, und der Villa Vigoni für die Aufnahme des Bandes in ihre Reihe.

Kultur des Wettbewerbs – Wettbewerb der Kulturen Ein Konferenzbericht

Die interdisziplinäre Konferenz *Kultur des Wettbewerbs – Wettbewerb der Kulturen*, die vom 26. bis 29. Juli 2009 in der Villa Vigoni in Menaggio am Comer See stattfand, stellte zum vierten Mal die erfolgreiche Zusammenarbeit des Wirtschaftswissenschaftlers Joachim Starbatty und des Literaturwissenschaftlers Jürgen Wertheimer unter Beweis, die in der anregenden Atmosphäre dieses besonderen Tagungsortes mit Wissenschaftlern aus unterschiedlichen Disziplinen das Zusammenspiel von Kultur, Ökonomie und Wettbewerb mit Mut und Offenheit für eine positive Streitkultur diskutierten. Besonders in Zeiten der Globalisierung und der Weltwirtschaftskrise war das erklärte Ziel der Konferenz, ein reflektiertes Gefühl für den Wettbewerb als aktuell beherrschenden Faktor zu gewinnen, weshalb entsprechend der Komplexität des Themas unterschiedliche Ansätze zur Disposition standen. Grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis von Wirtschaft und Kultur waren dabei stets ein zentraler Bestandteil der regen Diskussionen. Den Auftakt bildeten grundlegende Auseinandersetzungen mit dem Phänomen Wettbewerb, bevor konkrete Wettbewerbsformen in den Blick rückten.

Den Auftakt machte Gregor Vogt-Spira, Klassischer Philologe und als Generalsekretär der Villa Vigoni Gastgeber der Konferenz. Er nahm in seinem Beitrag »Die Geburt der abendländischen Kultur aus dem Geiste des Wettbewerbs« den Erfinder des Begriffs »agonal«, Jakob Burckhardt, und seine bis heute nachwirkende Konzeption Griechenlands als erster Wettbewerbskultur zum Ausgangspunkt. Der Umgang mit dem Phänomen in der griechischen ebenso wie in der römischen Kultur, an dem sich exemplarisch einige Regulative von »Wettbewerb« aufzeigen ließen, zeige zugleich ein unterschiedliches Verhältnis zu anderen Kulturen, womit sich die doppelte thematische Perspektive der Tagung *Kulturen des Wettbewerbs – Wettbewerb der Kulturen* als hellsichtig bestätige.

Ihm folgte Hermann Lübke, emeritierter Professor für Philosophie und Politische Theorie der Universität Zürich, der die drastische Zuspitzung des Prinzips Wettbewerb in den vergangenen Jahrzehnten thematisierte. Grund sei die zunehmende Globalisierung, welche zu gegenseitigen Abhängigkeiten führe und Wettbewerb erzwinge. Gleichwohl sei nach Hermann Lübke komplementär zur Vereinheitlichung der Weltzivilisation der rasche Anstieg kultureller Unterschiede zu verzeichnen. Indizien seien die permanent steigende Zahl der Nationalstaaten seit den 80er Jahren sowie die zunehmende Bedeutung religiöser Unterschiede. Er plädierte für eine Wettbewerbsordnung mit effektiver Chancengleichheit, damit das Wettbewerbsprinzip soziale Anerkennung gewinne.

Auch der Wirtschaftswissenschaftler Michael Wohlgemuth trat dafür ein, Wettbewerb zwar als unvermeidliches, jedoch nicht unveränderliches Schicksal des mensch-

lichen Lebens zu betrachten. Ganz im Sinne Hermann Lübbes sah er die Aufgabe des Rechts und des Staates darin, eine Wettbewerbsordnung zu etablieren und durchzusetzen, die sicher stelle, dass Wettbewerb als (allokativ) ideale Marktform sowie als Entmachtungsinstrument und Entdeckungsverfahren im Politischen und Ökonomischen positiv wirksam werden könne.

Die theologische Position brachte Elmar Nass, Domvikar des Bistums Aachen und Lehrstuhlvertreter für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Bonn, ein. Er zeigte, dass sich der Papst in der Enzyklika *Caritas in veritate* zu Markt, Wettbewerb und Globalisierung bekannte, und plädierte insbesondere dafür, dass die Ökonomie zusätzlicher weltanschaulicher Paradigmen bedürfe, um Fragen wie beispielsweise der Ressourcenverteilung auch aus moralischer Sicht begegnen zu können.

Da sich die Vorstellungen von Wettbewerb durch die Schauplätze, auf denen dieser ausgetragen wird, maßgeblich unterscheiden, wurden im Anschluss an diese ersten grundlegenden Überlegungen und Perspektiven auf das Phänomen Wettbewerb einzelne Formen des Wettbewerbs in den Blick genommen. Zunächst wurde die »Kulturelle Dimension des Wettbewerbs im Sport« von Helmut Digel, Professor am Institut für Sportwissenschaft an der Universität Tübingen, beleuchtet: Coubertins Olympismus habe den Wettbewerbsgedanken im modernen Sport kulturell überhöht. Damit gehe die Internationalisierung des sportlichen Wettbewerbs einher, so dass Sport zum universellen Kulturmuster geworden sei. Inzwischen sei im Sport allerdings eine derart drastische Zunahme sowohl des Dopings, der Korruption und der Regelmanipulation als auch der psychischen und physischen Gewalt zu verzeichnen, dass die These gewagt werden könne, der Sport befinde sich auf dem Weg zur Selbsterstörung.

Parallelen zu anderen Wettbewerbsformen wurden im Anschluss an die kritische Analyse Helmut Dighels gesehen: Der Journalist und Wirtschaftswissenschaftler Philip Plickert wies auf die Entwicklung auf den Finanzmärkten hin, auf denen es analog zum Doping im Sport toxische Papiere gebe. Sogar der menschliche Körper stellt nach dem Pharmakologen Albrecht Wendel einen weiteren Austragungsort von Wettbewerb dar: Der Körper sei durch Selbstregulation und Selbsterstörung gekennzeichnet – Vorgänge, die nach Albrecht Wendel als Wettbewerb interpretiert werden könnten.

Nach dieser multiperspektivischen Annäherung an das Thema betonte Jürgen Wertheimer, Professor für Komparatistik und Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Tübingen, im Anschluss an diese Diskussion die gefährliche Idealisierung und Ideologisierung des Wettbewerbs. Der Konkurrenzgedanke werde dadurch überhöht und Opfer würden übersehen, so dass Schuld und Verantwortung ausgeblendet würden. Dabei sei es wichtig, Wettbewerb nicht als mythische Erlöserfigur zu betrachten, sondern vielmehr das Wettbewerbsmodell des *survival of the fittest* entschieden in Frage zu stellen.

Der Wirtschaftswissenschaftler Joachim Zweynert nannte den Wettbewerb in Europa ein Ergebnis menschlichen Handelns, welches jedoch von einer bewussten politischen Entscheidung abzugrenzen sei. Problematisch sei allerdings, dass die Ökonomik inzwischen die Rolle von Akteuren ausblende, sobald Kultur ins Spiel

komme. Joachim Zweynert und Jürgen Wertheimer stimmten darin überein, dass die Wirtschaftswissenschaft immer dominanter werde; sie operiere mit einem anachronistischen Kulturbegriff, da es weder homogene Kulturen noch eine unabhängige Entwicklung dieser Kulturen gebe. Nur so könne entgegen des historischen Wissens entsprechend dem viel beschworenen *clash of civilisations* eine kulturelle Feindschaft suggeriert werden.

Ein zentrales Thema der sich anschließenden Diskussionen war die Frage, ob die politisierten Wahrheitsansprüche, welche die europäischen Massenverbrechen zu verantworten hätten, allein durch das Wettbewerbsmodell hätten verhindert werden können, wie Hermann Lübke argumentierte, oder auch auf anderem Wege wie beispielsweise über das Konzept der Transkulturalität hätten ausgeschlossen werden können, wie Jürgen Wertheimer annahm. Diese Diskussion – paradigmatisch für die gesamte Konferenz – wurde dadurch bereichert, dass die Interdisziplinarität nicht zur plakativen Formel verkam, sondern die Perspektive der Wirtschaftswissenschaftler auch auf Probleme des Wettbewerbsmodells gelenkt wurde, die keine genuin ökonomischen Aspekte darstellen, während die Teilnehmer aus anderen Disziplinen sich zunehmend mit den vielfältigen ökonomischen Facetten des Themas vertraut machten.

Folgerichtig ließen sich neben bereichernden Kontroversen auch immer wieder konsensuelle Zwischenergebnisse festhalten. So waren sich Helmut Digel und Joachim Starbatty einig, dass unabhängig von einer elementaren Bewertung des Wettbewerbs zu konstatieren sei, dass dieser inzwischen auch in Lebenswelten hineingetragen werde, die wettbewerbsfrei bleiben sollten.

Diese Ergebnisse waren zudem das Produkt einer differenzierten Betrachtung des Themas. Während der Verleger Wolfgang Ferchl und der Schriftsteller Peter Prange den Wettbewerb in der Buchbranche durchaus ambivalent beurteilten, stelle der ökonomische Wettbewerb in den Medien nach Andrea Beyer, Professorin für Betriebswirtschaft und Medienökonomie an der Fachhochschule Mainz, gute Voraussetzungen für eine publizistische Vielfalt dar, obgleich sie einräumte, dass qualitative Inhaltsanalysen nicht ausreichend berücksichtigt würden, um diese Aussage zu belegen.

Auch Andreas Rumbler, Geschäftsführer von Christie's Deutschland, zeigte die positiven Wirkungen des Wettbewerbsprinzips auf. Er erläuterte, dass es ohne Wettbewerb keinen Kunstmarkt gebe, dessen Entwicklung er zudem als äußerst positiv beurteilte. Der Wirtschaftswissenschaftler Bruno Frey ergänzte, dass sich – aus kunsthistorischer Perspektive – gute Kunst auf diesem Markt langfristig durchsetze.

Eine kritische Sichtweise auf die Auswirkungen des Wettbewerbs lieferte Rainer Treptow, Professor am Institut für Erziehungswissenschaft, Abteilung Sozialpädagogik, an der Universität Tübingen: Die alltägliche Bewältigung von Wettbewerbsnachteilen und die Suche nach Wettbewerbsvorteilen, die durch das Wirtschafts- und Beschäftigungssystem, durch Markt und Staat vorgegeben seien, drohe vor allem Jüngere aufzureiben. Rainer Treptow betonte, dass die Konkurrenzgesellschaft durchaus auch Verlierer hervorbringe, denen zu helfen die Gewinner nicht verpflichtet seien. Die Sozialpädagogik setze sich für die Anerkennung und Integration dieser

Wettbewerbsverlierer ein, welche den gesellschaftlich dominanten Erwartungen an Perfektion und Perfektibilität ihrer Lebensführung nicht entsprechen können oder wollen. Dem Menschenbild des *homo concurrens* der Individualpädagogik stehe der *homo solidaris* der Sozialpädagogik gegenüber, der bei Betrachtung der kulturellen Evolution eine ebenso große Rolle spiele.

Auch Rolf Oerter, emeritierter Professor für Psychologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, betonte, dass Wettbewerb zwar eine Leistungsmotivation sei und damit ein wichtiger Motor für kulturelle Entwicklung; Kreativität und Innovation jedoch oft im Zwischenraum von zwei Wettbewerbssituationen entstünden und zudem von Kooperation und Rückhalt in einer Gruppe begünstigt würden. Wir bräuchten dringend derartige Wettbewerbspausen, um neue Ideen zu entwickeln. In Zukunft sei vermehrt Kooperation nötig, um die bestehenden Weltprobleme wie den Klimawandel zu lösen.

Im Folgenden wandte sich der Blick in den fernen Osten. Anil Bhatti, emeritierter Professor des Centre of German Studies an der Jawaharlal Nehru University, New Delhi, erläuterte, dass in einer polyzentrischen Welt, Grenzen porös seien; Indien sei ein historisches Beispiel dafür, mit einer Form der Unschärfe (*fuzziness*-Konzept) zu operieren, welche nicht von der irreführenden Annahme homogener Kulturen ausgehe. Es müsse insofern das Ziel sein, sich in Richtung eines Universalismus zu bewegen, ohne auf eine Hermeneutik der Differenzen zu bestehen, sondern vielmehr Ähnlichkeiten, Vergleiche und Überlappungen festzustellen, die auch eine Ausweitung des »Wir-Begriffs« und die Schaffung von Solidaritätslinien ermöglichen.

Stefan Kramer, Professor am Ostasiatischen Institut im Fachbereich Sinologie an der Universität Leipzig, präsentierte das chinesische Regierungskonzept der *Harmonischen Gesellschaft* des Staatspräsidenten Hu Jintao. China sei mit dieser Strategie, die Identität der Volksrepublik zu wahren und gleichzeitig als Global Player zu agieren, erfolgreich auf den Weltmarkt zurückgekehrt. Für Hermann Lübke sei China gleichwohl ein Gegenstand der Besorgnis, da die Volksrepublik kleinere Kulturen wie die der Uiguren oder Tibeter nicht anerkenne.

Der Wirtschaftswissenschaftler Nils Goldschmidt hob diesen Zusammenhang auf eine allgemeine Ebene, indem er zu bedenken gab, dass in der historischen Perspektive die Entstehung ökonomischer Systeme und der Prozess gesellschaftlicher Entwicklung untrennbar miteinander verwoben und Teil unseres »kulturellen Rucksacks« seien. Entsprechend waren sich Rainer Hank, Ressortleiter Wirtschaft und Finanzen bei der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, und Nils Goldschmidt einig, dass »Ökonomen etwas von Kultur verstehen müssen«. Die kulturökonomische Methode sehe Ökonomik demnach als Kulturwissenschaft an. Jürgen Wertheimer gab zu bedenken, dass der Begriff der »Rucksackhaftigkeit« suggeriere, Kultur stelle einen Ballast dar: Man müsse die Frage, was Kultur für die Ökonomie leisten könne, jedoch gerade umdrehen und danach fragen, was die Ökonomie für die Kultur leisten könne. Auch Rolf Oerter kritisierte, dass der Kulturbegriff zu eng gefasst sei. Götz Werner, Professor für Entrepreneurship am Interfakultativen Institut der Universität Karlsruhe (TH), plädierte dafür, dass sich die Ökonomie sozialen Fragen unterordnen müsse.

In seiner Dinner Speech betonte Wolf Schäfer, emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg, dass Wettbewerb ein »kultureller Mechanismus« und eine der ältesten Institutionen des Menschen sei, die sich endogen entwickelt habe. Der Wettbewerb der Vielfalt und die Exit-Option seien im Gegensatz zu den großen einheitlichen Systemen erfolgreicher, da Einheitlichkeit zum »Einschlafen« verleite. Europa habe seine innere Dynamik durch den Wettbewerb gewonnen.

Götz Werner hob hervor, dass der sinnvolle Wettbewerb zwischen Unternehmen von anderen deformierten Formen des Wettbewerbs, die als Rivalität bezeichnet werden müssten, differenziert betrachtet werden sollte. Erst in deformierter Form werde der Wettbewerb problematisch und ergreife alle Lebensbereiche der Menschen, was mit dem von Jürgen Wertheimer eingebrachten Begriff des »Wettbewerbsfetischismus« bezeichnet werden könne. Auch innerhalb eines Unternehmens sei Wettbewerb nicht geeignet, erläuterte Götz Werner aus eigener Erfahrung als Unternehmer; vielmehr müsse die sinnstiftende Zielsetzung und Leistung sowie die Wertschätzung des Einzelnen im Vordergrund stehen.

Ergänzend betonte Joachim Starbatty, dass Wettbewerb als Machtbegrenzungsinstrument und Innovationsanreiz wirksam sei und Leistungsreserven mobilisieren könne. Allerdings habe die Weltwirtschaftskrise gezeigt, dass das Prinzip der Haftung, d. h. die Rückwirkung von Entscheidungen, gesichert sein müsse; ohne Haftung auf der Entscheidungsebene werde *moral hazard*, also leichtfertige Verantwortungslosigkeit, begünstigt. *Moral hazard* habe es im Immobiliensektor der USA auf verschiedenen Ebenen gegeben: Sowohl bei der Kreditvergabe durch Geschäftsbanken als auch in Rating-Agenturen. Die Hereinnahme solcher toxischer Papiere in Portfolios sei aufgrund der damit verbundenen Gewinne und ohne Blick auf mögliche negative Folgen durchgeführt worden.

Jürgen Wertheimer gab zu bedenken, dass sich der Mensch entsprechend verhalte, wenn ihm ein auf Wettbewerb basierendes System geboten werde. Man müsse daher zwischen zwei Dimensionen von Wettbewerb unterscheiden: Wettbewerb als idealtypisches Modell und realem Wettbewerb mit tatsächlichen Menschen. Joachim Zweynert nahm die beiden Wettbewerbsdimensionen auf und wies darauf hin, dass die neoliberale Theorie unreflektiert in die Praxis übernommen worden sei. Rainer Treptow ergänzte, dass die Ökonomie als Wissenschaftssystem ihre eigene Irritierbarkeit erkennen müsse.

Bei der abschließenden Podiumsdiskussion zeigten sich die herausgearbeiteten neuralgischen Punkte des Themas sowie die entscheidenden Schnittstellen zwischen den Positionen der Teilnehmer. Jürgen Wertheimer vertrat die Meinung, dass wir uns inzwischen *Jenseits von Gut und Böse* (Nietzsche) befänden. Der Erfolg als Doktrin des Neoliberalismus und erklärtes Ziel des Wettbewerbs habe die alten guten Tugenden abgelöst und dazu geführt, dass sich jeder permanent als Wettbewerber sehe, was menschenverachtend sei. Daher müsse die Ökonomie, die als Heilsweg proklamiert worden sei, ins Zeitalter der Selbstreflexivität treten. Der Historiker Frank Kolb betonte, dass die Wirtschaft ein Bestandteil der Kultur sei, weshalb die zentrale Frage lauten müsse, wie man kulturelle Prinzipien in die Markt-

entwicklung einbringen könne. Der Wirtschaftswissenschaftler Heinz Rieter wies darauf hin, dass der Definition von Kultur als einem vom Menschen geschaffenen Umfeld auch die Ökonomen zustimmen würden. Zudem seien die Selbstreflexion der Wirtschaftswissenschaft und eine Ideologiekritik notwendig, da eine Verherrlichung des Wettbewerbs fatal wäre. Rolf Hasse, Wirtschaftswissenschaftler, gab zudem zu bedenken, dass ganz unterschiedliche Märkte existieren, auf denen entsprechend zu differenzierender Wettbewerb herrsche. Von den Ökonomen werde oftmals Eindeutigkeit erwartet, die sie nicht leisten könnten. Jürgen Wertheimer betonte abschließend, dass Anil Bhatti ein Modell skizziert habe, was weiter gedacht werden könne. Es gebe nicht nur poröse Identitäten, sondern auch poröse Wissenschaften, so dass das Modell der Überlappungsphilosophie auch auf Wissenschaften angewendet werden könne. Auf diesem Weg könne ein neues Wissenschaftsklima entstehen. Diese Diskussion betrachte er als Vorstufe dazu.

Der vorliegende Band vereint einen Großteil der hier zusammenfassend dargestellten, nach wie vor hochaktuellen polyphonen Beiträge der Teilnehmer der Konferenz.

Die ersten europäischen Wettbewerbskulturen Griechenland und Rom – zwei unterschiedliche Modelle

I. Wettbewerb und Kultur: zweimal Griechenland

In der komplexen Beziehung zwischen Wettbewerb und Kultur kann es ungeplante und schwer steuerbare Rück- und Wechselwirkungen geben. Dass die Praxis des Wettbewerbs in verschiedenen Ländern in ein größeres Umfeld von Verhaltensgewohnheiten und -erwartungen eingebunden ist, bedarf keines näheren Nachweises. Dies lässt sich an der Krise erkennen, die den Euroraum seit zwei Jahren erfasst hat; das heutige Griechenland ist dafür nur ein besonders deutliches Beispiel. Bei der Konstruktion des einheitlichen Währungsraumes, in dem das Korrektiv entfiel, Unterschiede in der Wettbewerbsfähigkeit einzelner Volkswirtschaften durch Auf- oder Abwertung auszugleichen, war ein normativ wohlbegründetes Wettbewerbsverhalten angesetzt worden. In der Praxis hingegen wird die strenge Regel durch eine Berücksichtigung individueller Befindlichkeiten der Wettbewerbsteilnehmer wieder aufgeweicht. Ein solches Verständnis für kulturelle Diversität führt zu dem paradoxen Ergebnis, dass inzwischen die unterschiedliche Wettbewerbsfähigkeit im Euroraum als Wettbewerb von Kulturen interpretiert werden kann, und dabei nicht einfach nur als Wettbewerb, sondern als Hegemoniestreben einer über andere Kulturen.¹ Damit nähert sich »Wettbewerb« aufgrund der dabei aufgeführten Emotionen einem Modus, den Europa eigentlich durch ihn gebändigt und überwunden zu haben glaubte: einem Konflikt, der die Grundlagen zu berühren droht.

Die gegenläufige Bewegungsrichtung weist ein zweites Beispiel auf. In der außerordentlichen Prosperität, die die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte, begann man sich auch für die Ursprünge jenes Prinzips zu interessieren, das man als Motor einer solchen wirtschaftlichen Dynamik erkannt hatte: eben des Wettbewerbs. Man glaubte, die historische Wurzel bei den Griechen zu finden, in jener Kultur also, auf die die europäische Kultur zu erheblichen Teilen ihre Grundlagen zurückführte. Dabei entdeckte man indes weit mehr als eine Verhaltensweise, die allein im Feld der Ökonomie zur Geltung gekommen wäre: »Wettbewerb« wurde vielmehr als ein übergreifender Verhaltensmodus entworfen, der eine ganze Kultur prägte und ihr zu einer produktiven Entwicklung verhalf, die alle Bereiche umfasste. Das ist ein bemerkenswerter Vorgang. Denn das Grundprinzip der Marktwirtschaft wurde damit nicht einfach auf andere Lebensbereiche ausgedehnt; es wurde im Gegenteil in einer höheren Komplexität wahrgenommen und im Geflecht reicherer Bezüge beschrieben, wobei solche Verankerung in einer kulturellen Tiefenschicht auch eine Aufwertung bedeuten mag. Jedenfalls entwickelte sich die These von den Griechen als erster Wettbewerbskultur in der Folge zu einem ungewöhnlich erfolgreichen Stereotyp und ist eine heute noch weitverbreitete Anschauung.

II. Die Erfindung Griechenlands als Wettbewerbsnation par excellence

Der Gedanke, bei den Griechen das Grundmuster eines durch und durch von Wettbewerb geprägten Lebens zu finden, ist von der Mitte des 19. Jahrhunderts an zu beobachten; ein früher Protagonist ist der Archäologe Ernst Curtius, Ausgräber von Olympia.² Nicht geringen Anteil an der Stilisierung des antiken Griechenland zur Wettbewerbsnation hat Friedrich Nietzsche. Er sah im Wettkampf den »edelsten hellenischen Grundgedanken«,³ der die gesamte griechische Geschichte durchzogen habe, und erkannte ihm ein zivilisierendes Element zu, ohne das nur Hass und Vernichtungstrieb geblieben wären. Der eigentliche Schöpfer indes ist Jakob Burckhardt. Eine Anekdote berichtet, wie der junge Nietzsche den älteren Kollegen, der zum Thema »Griechische Kulturgeschichte« las, nach Vorlesungsende an der Basler Universitätspforte erwartete und sich auf dem gemeinsamen Heimweg zum jeweiligen Inhalt eine lebhaft Diskussionsentspannung.⁴

In den allgemeinen Sprachschatz ist Jakob Burckhardts Erfindung des Begriffs »agonal« eingegangen. Schlüsselwerk ist seine postum erschienene *Griechische Kulturgeschichte*, in der er ein Kapitel dem »kolonialen und agonalen Menschen« widmet. Nachdem zunächst die griechische Wanderungsbewegung dargestellt wird, lautet die zentrale Passage:

Und nun das Agonale. Während die Polis einerseits das Individuum mit Gewalt emportreibt und entwickelt, kommt es als eine zweite Triebfeder, die kein anderes Volk kennt, ebenso mächtig hinzu, und der Agon ist das allgemeine Gärungselement, welches jegliches Wollen und Können, sobald die nötige Freiheit da ist, in Fermentation bringt. In dieser Beziehung stehen die Griechen einzig da.⁵

Wettbewerb als »Gärungselement«, aus dem durch »Fermentation« die ganze Kultur hervorgeht: Das Besondere dieses Ansatzes besteht also darin, dass Wettbewerb als ein kulturelles Grundmuster begriffen wird. Bei den Griechen sei schließlich alles höhere Leben, das äußere wie das geistige, zum Agon geworden, von dem man nicht mehr abgekommen sei.

Dieses Bild steht im größeren Zusammenhang eines komplexen und durchaus ambivalenten Bildes des antiken Griechenland.⁶ Burckhardt sieht die griechische Geschichte von Unglück durchzogen, das er auf Faktoren wie Rachsucht, unbegrenztes Vergnügen am Verderben des anderen und notorische Unzuverlässigkeit im Umgang untereinander zurückführt und zu den spezifischen Organisationsformen des politischen Lebens in Beziehung setzt. Indes begreift er dies nur als Kehrseite einer frühen Individualisierung, die den einzelnen keinem dumpfen »Müssen« unterworfen, sondern außerordentliche Freiheitsräume geschaffen und damit auf der anderen Seite einzigartige kulturelle Leistungen ermöglicht habe. In diesem von Gegenstrebigkeiten bestimmten Bild kommt dem Agonalen zentrale dynamisierende Bedeutung zu; denn das Individuum habe sich dadurch entwickelt, »daß man sich unaufhörlich untereinander maß und verglich und zwar durch Übungen, bei denen es auf einen direkten praktischen Nutzen nicht abgesehen war.«⁷ Dieses Prinzip leistungstreibender Konkurrenz wird zunächst in der Adelskultur verortet, die als eine spätere Phase entschieden von der heroischen Welt abgegrenzt wird, wie

sie der griechische Mythos und namentlich die homerischen Epen bieten. Allerdings habe jene Welt des Kampfs und des Sich-Messens unter Gleichen zugleich ein Idealbild geliefert, auf das alle spätere griechische Zeit bezogen geblieben sei und das sie dann auf die Fülle anderer Lebensbereiche und Tätigkeitsfelder ausgedehnt habe.

In seiner Wirkungsgeschichte ist dieses komplexe Bild, das Faktoren wie Ehre, Konkurrenz und soziale Organisationsform in Zusammenhang setzt, vereinfacht worden. Insbesondere das homerische Epos wird dann als Beleg für eine solche »agonale« Kultur vereinnahmt. Nachgerade zum Klassiker hat es ein Vers aus Homers *Ilias* gebracht, der die griechische Disposition zum Wettbewerb auf den Begriff zu bringen scheint: »immer der erste zu sein und ausgezeichnet vor andern«. ⁸ Losgelöst von seinem Kontext eignet sich dieser Vers zum Motto jeglicher Leistungskultur; so ziert er beispielsweise den Eingang des Hauptgebäudes der Albert Ludwigs-Universität Freiburg, das wenige Jahre nach dem Erscheinen von Jakob Burckhardts *Griechischer Kulturgeschichte* erbaut worden ist.

Die Kritik erfolgte erst verhältnismäßig spät. Zu Recht wurde gefragt, inwieweit es sich dabei um spezifisch griechische Züge handele. Viele Phänomene seien durch die Ethnologie auch andernorts beobachtet worden; nicht alles, was in Griechenland vorkomme, müsse deshalb schon »typisch griechisch« sein. Die Einwände kamen zunächst aus der Sportgeschichtsschreibung und haben sich in der Forschung weitgehend durchgesetzt, ⁹ ohne dass allerdings der überragende Stellenwert der Wettkampfkultur für Griechenland selbst in Zweifel stünde; außerhalb der Altertumswissenschaft sind solch differenzierte Positionen jedoch wenig durchgedrungen. Das mag nicht zuletzt daher rühren, dass das Stereotyp von den Griechen als agonaler Kultur zugleich innerhalb eines alten dichotomischen Schemas »Griechenland versus Rom« steht und damit tiefer verankerten Bildern entspricht. Rom liefert das Gegenbild einer primär auf Nützlich ausgerichtet Kultur, die von daher nicht zweckfrei ist und insofern als Antipode zur agonalen Kultur dienen kann. Auch dies allerdings ist korrekturbedürftig.

Im Folgenden soll nun der spezifische Umgang mit dem Phänomen des Wettbewerbs in der griechischen ebenso wie in der römischen Kultur ins Auge gefasst werden, im Sinne zweier exemplarischer Wettkampfkulturen, die dabei ihre eigenen Regulativen ausgebildet haben: Sie werden sich in erstaunlicher Weise als komplementär erweisen. Das kann hier nur in großen Zügen geschehen, wobei sich die doppelte thematische Perspektive »Kulturen des Wettbewerbs – Wettbewerb der Kulturen« als hellsichtig herausstellen wird.

III. Wettbewerb als Grundmuster einer Kultur: Griechenland

Die griechische Adelskultur hat zwei zentrale soziale Praktiken entwickelt: die Symposien und die sportlichen Wettkämpfe. Diese umfassten athletische und hippische Disziplinen, in denen mit Pferden und Rennwagen um den Sieg gestritten wurde. Die Angehörigen der Führungsschicht treten hierin selbst gegeneinander an; was sie gewinnen konnten, war zunächst einmal Ehre und Ruhm – ein Sieg bei den wichtigsten Wettspielen galt als das Höchste, was überhaupt zu erringen war. Diese Praxis von sportlichen Agonen führte zur Entstehung einer Fülle von Spielen,

die Griechenland wie ein Netz überzogen und turnusmäßig nach einem Festkalender abliefen. Neben zahllosen regionalen bildeten sich dabei vor allem gesamtgriechische, die »Panhellenischen« Spiele heraus, zu denen man aus allen Städten Griechenlands zusammenkam: angesichts der zersplitterten politischen Struktur eine für die Kommunikation kaum zu überschätzende Einrichtung.

Unter den berühmtesten Agonalstätten – Olympia, Delphi, Nemea und Korinth – entbrannte dabei selbst wiederum ein Konkurrenzkampf. Der Wert eines Festspielorts bemaß sich einerseits nach Zahl und Rang der auftretenden Athleten; für diese auf der anderen Seite war ein Sieg desto wertvoller, je höher das Prestige der Spiele war. In diesem Mechanismus, der für jegliche Form von Festspielen typisch geworden ist, konnten sich schließlich Olympia und Delphi durchsetzen. Indikator ist der Umstand, dass die Sieger sich mit einem Kranz begnügen mussten, während die lokalen Spiele zu wertvollen Prämien greifen mussten, um die Athleten anzulocken. Tatsächlich ging es für die Festspielorte nicht nur um Prestige, sondern auch um viel Geld; denn der Aufenthalt der Teilnehmer und Zuschauer war eine beträchtliche Einkunftsquelle.

Noch ein weiteres Konkurrenzschema etablierte sich im Zuge der Spiele: Der Glanz des Sieges fiel nicht nur auf die kämpfenden Athleten; auch die Herkunftsstädte beanspruchten den Ruhm für sich. Daher schmückten sich die Städte im Zuge ihrer Rivalität mit siegreichen Bürgern und entwickelten regelrechte Gratifikationssysteme wie etwa das Recht auf lebenslange Speisung oder Steuerfreiheit.¹⁰

Die Agone nun blieben nicht auf den sportlichen Bereich begrenzt. Eine Besonderheit, die die griechische Kultur ausgebildet hat, sind die Muischen Agone: Wettkämpfe in künstlerischen Leistungen auf den Gebieten der Musik, der Dichtung und des Tanzes. Oftmals standen sie sogar in direkter Nachbarschaft zu den sportlichen Wettbewerben und waren wie diese in den religiösen Rahmen von Kultfesten eingebunden, ja stellten geradezu einen zentralen Inhalt solcher Feste dar. Es gab Wettbewerbe in einer Fülle von musikalischen Disziplinen, in den verschiedensten Instrumentengruppen ebenso wie im Gesang, vor allem im Chor. Auf diesem Wege hat sich auch eine zentrale literarische Gattung ausgebildet: Denn in Athen entstanden im Rahmen solcher Agone, bei denen jeweils dramatische Stücke aufgeführt und prämiert wurden, die Tragödie und die Komödie.

Die griechische Wettbewerbskultur reicht indes noch weit über den kultisch-religiösen Bereich und über einzelne Großereignisse hinaus tief in das Alltagsleben hinein. So spielt der Agon in der Rhetorik eine große Rolle, die sich vielfach der Form einer Inszenierung von Redewettkämpfen bedient; selbst der Prozess vor Gericht wird mit demselben Wort »Agon« belegt, was darauf deutet, wie fließend die Wahrnehmungen von »Kampf« und »Wettkampf« ineinander übergehen. Auch im Drama erhält der Agon einen festen Stellenwert. Nicht anders entwickelt die Philosophie mit der Eristik eine dialogische Streitkultur als spezifische Form des Erkenntnisgewinns. Gewiss ist Wortwettstreit ein genuiner Modus, der in allen oralen und semioralen Kulturen zu beobachten ist; doch charakteristisch ist das Ausmaß, in dem ein solcher Wettkampftypus in Griechenland kulturell geformt und bis in die Sphäre der Literatur hinein entwickelt wird. Eine Fülle von Zeugnis-

sen für die Wettbewerbsfreude liefert schließlich die Alltagskultur, z.B. zur Unterhaltung beim Symposium.

Bisweilen lässt sich allerdings fragen, ob es wirklich nur um Unterhaltung geht. Dies gilt etwa für den – in Griechenland wie andernorts – beliebten Brauch von Hahnenkämpfen. In einer witzigen Schrift des Lukian, in der die griechische Agonalkultur einem staunenden Fremden aus Skythien vorgestellt wird, findet sich folgende Erklärung:

Was würdest du erst sagen, wenn du unsere Wachteln- und Hahnengefechte sähest und den Ernst, womit wir uns für dieselben verwenden? Du würdest ohne Zweifel laut auflachen, zumal wenn du hörtest, daß wir ein Gesetz haben, das allen erwachsenen Personen befiehlt, dabei zugegen zu sein und zuzusehen, wie diese Vögel solange miteinander kämpfen, bis sie sich vor Kraftlosigkeit nicht mehr rühren können. Und doch ist auch darin nichts Lächerliches. Denn dieses Schauspiel erregt unvermerkt in den Gemütern den Trieb, jeder Gefahr zu trotzen, um sich nicht an Edelmüt und Kühnheit von Wachteln und Hähnen übertreffen zu lassen, und sich, wie sie, nicht eher als mit dem letzten Atem durch Wunden oder Anstrengung oder jeder andern Schwierigkeit mürrisch machen zu lassen.¹¹

Das ist eine klare pädagogische Interpretation: der Hahnenkampf als Vorbild und Spiegel. Im besonderen liefert Anlass der Brauch, einmal im Jahr einen rituellen Hahnenkampf im Dionysostheater in Athen zu veranstalten. Seine Einrichtung wird auf die Zeit der Perserkriege zurückgeführt, als der Feldherr Themistokles zufällig zwei Hähne habe kämpfen sehen und daraufhin seinen Leuten erklärt habe, die Tiere würden nicht für Vaterland, Götter, Ahnen oder Freiheit kämpfen, sondern bloß weil keiner weichen und schlechter sein wolle als der andere; diese Worte hätten den Mut der Athener gestärkt.¹² Allerdings sind dies nachträgliche Interpretationen, die mehr als ein halbes Jahrtausend von der Einrichtung des Brauchs entfernt sind und selbst mit der Perspektive einer Spätzeit kokettieren.

Gleichwohl gibt es eine Diskussion um die militärische Komponente der griechischen Agonalkultur. In jedem Fall ist bezeichnend, dass die Unversehrtheit des Körpers keine Norm darstellt; die Züge von undomestizierter Gewalt, die die griechische Kultur weit über die Sphäre des Mythos hinaus bewahrt, kommen auch hier zum Vorschein. Wagenrennen waren eine hochgefährliche Angelegenheit, oft mit schwersten Verletzungen der Rennfahrer verbunden. Das Fehlen von Körpergrenzen zeigt im Extremfall das Pankration, ein mit Ringen verbundener Faustkampf, bei dem nahezu alles erlaubt ist, angefangen vom Würgen, Zähneinschlagen und Brechen der Finger, und bei dem der Besiegte den Kampfplatz als Krüppel verlässt, wenn er ihn denn noch verlässt.

Dass Jakob Burckhardt die griechische Kultur als agonal charakterisieren und dies anhand einer Unzahl von Zeugnissen entfalten konnte, kommt nicht von ungefähr: Denn wettbewerbliches Verhalten entspricht dem Bild, das die Griechen von sich selbst gezeichnet haben; das Agonale ist zuallererst Faktor einer sehr erfolgreichen Selbstdarstellung. Das hat zugleich einen kulturtypologischen Hintergrund. Wir hatten als charakteristisches Merkmal gesehen, dass die Bürger selbst in den Wett-

bewerb eintreten: Der Agon beruht auf dem Grundsatz eines Wettbewerbs unter Gleichen. Daher jedoch steht die Teilnahme ausschließlich freigebohrenen männlichen Griechen offen; Fremde sind nicht zugelassen – eine Begrenzung, die sich erst in hellenistisch-römischer Zeit etwas lockert. Dahinter steht eine Zweiteilung der Welt in Hellenen und Barbaren. Die außerordentlich ausgefaltete Wettbewerbskultur der griechischen Welt erfüllt deshalb nicht zuletzt die Funktion eines Kohäsionsprinzips, indem sie eine exklusive Gruppe schafft. Griechenland liefert somit das Exempel einer »Kultur des Wettbewerbs«, die einen »Wettbewerb der Kulturen« ausschließt.

Betrachtet man abschließend die Felder, auf denen in den bisher betrachteten Beispielen Wettbewerb entfaltet wird, zeigt sich ein Bereich nicht berührt: jener der materiellen Güter. Bislang ging es um Ruhm, Ehre und Prestige oder auch Unterhaltung; als dynamisierende Produktivkraft erwies sich Wettbewerb speziell für künstlerische Werke. Zu fragen bleibt daher, wie es um das engere Feld der Ökonomie bestellt ist. Ein frühes Zeugnis zeigt Konkurrenz in der Tat als dynamisches Prinzip des Wirtschaftslebens. Es stammt von dem böotischen Dichter Hesiod (um 700 v. Chr.):

*Nicht nur eine Sippe der Eris (»Streit, Wettstreit«) gibt es; auf Erden
Walten ja zwei. Die eine mag gern der Kundige loben,
Aber die andere tadeln. Sie sind ja verschiedenen Sinnes.
Eine von ihnen erweckt nur Hader und häßliche Feindschaft
Grausam; es liebt sie darum kein Sterblicher, aber gezwungen
Muß man nach göttlichem Ratschluß die lästige Eris verehren.
Aber die finstere Nacht gebar schon früher die andre,
Und es setzte der hohe, im Äther behauste Kronion
Sie im Schoße der Erde den Menschen zu größerem Heile;
Denn sie ermuntert sogar die lässigen Männer zur Arbeit.
Schaut ein solcher auf andre, die reicher, so möchte er stärker
Schaffen, er sputet sich dann, den Acker zu pflügen, zu säen,
Gut zu richten das Haus. So eifert Nachbar mit Nachbar
Um den bessern Ertrag. Die Eris ist Sterblichen nützlich;
Eifert doch Töpfer mit Töpfer, der Zimmermann mit dem Zimmerer,
Und es neidet der Bettler dem Bettler, der Sänger dem Sänger.¹³*

Konkurrenz steigere den landwirtschaftlichen Ertrag, er führe die Handwerkskultur in die Höhe – und nicht nur diese; der Dichter bezieht auch sein eigenes Metier, nicht ohne Ironie, mit ein. Bemerkenswert ist die Doppelgesichtigkeit, die zu Anfang festgehalten wird, hier in den Ausdrucksformen einer archaischen Kultur aufgespalten auf zwei Figuren: Auf der einen Seite steht der »gute« Wettbewerb, dort hingegen seine böse Schwester, die Zank und Krieg bringe. In den praktischen Beispielen der beiden Schlussverse wird diese klare Scheidung in »guten« und »schlechten« Streit allerdings wieder in Zweifel gezogen.

Dies ist die früheste literarische Quelle für den Gedanken, dass Wettbewerb wirtschaftliche Dynamik auslöse. Jakob Burckhardt wollte diesen »Agon, wie er sich im ländlichen und bürgerlichen Leben offenbart«, als »Parallele zum vorneh-

men und idealen Agon« verstehen.¹⁴ Indes wird ein solcher Ansatz, Wettbewerb als ökonomische Produktivkraft aufzufassen, in der griechischen Kultur nicht weiterverfolgt, die den Wettbewerb normativ nie aus dem Kosmos einer Adelskultur herauslöst. Das im Kontext einer bäuerlichen Kultur stehende Werk Hesiods bleibt ein erratischer Block.

Ein repräsentatives Beispiel ist die Wirtschaftslehre des Aristoteles, die ganz ohne den Faktor Wettbewerb auskommt.¹⁵ Das wurzelt letztlich darin, dass sie den Primat dem Menschen und nicht den Gütern zuerkennt: Ziel der Ökonomik ist nicht, unbegrenzten Reichtum zu gewinnen. Daher bedarf es auch des Wettbewerbs als leistungstreibendes Werkzeug nicht, da der »für vollkommenes Leben ausreichende Besitz nicht ins Grenzenlose geht«.

Bezeichnend für den Blickwinkel ist die bekannte Geschichte von Thales. Zum Beweis, dass auch ein Philosoph, wenn er will, reich werden kann, nutzt er den Umstand, dass er dank seiner astronomischen Kunst eine große Olivenernte vorausgerechnet hatte, um für wenig Geld alle verfügbaren Ölmühlen zu mieten, da niemand ein höheres Angebot gemacht hatte. Als dann später zur Erntezeit große Nachfrage eintritt, vermietet er die Mühlen zu den Bedingungen weiter, die ihm gefallen. Diese Struktur, als Paradigma für Reichtumserwerb vorgeführt, wird von Aristoteles ausdrücklich als Monopol bezeichnet und noch an einem anderen Beispiel demonstriert: Gewinnakkumulation erfolgt mithin gerade durch Ausschaltung von Wettbewerb.

Den größeren Kontext für die Einschätzung von Wettbewerb im materiellen Bereich bildet eine moralische Sichtweise: »Mehrhabenwollen« (*pleonexia*) ist in klassischer Zeit ein weitverbreitetes Schlagwort – was darauf weist, dass es in der Praxis hinreichend Anlass gab! Es wird jedoch nicht als Produktivkraft, sondern als zu domestizierende Fehlsteuerung begriffen. Das beginnt sich allmählich erst im Zeitalter des Hellenismus im Rahmen der Philosophie der Stoa zu ändern: einer Philosophenschule, bei der dann später Adam Smith entscheidende Anknüpfungspunkte für seine Theorie des freien Marktes gefunden hat.

IV. Wettbewerb und Konsens: Rom

Nicht minder als die griechische ist auch die römische Kultur vielfältig von Wettbewerb durchzogen, doch in anderer Weise. Das gibt schon der Sport zu erkennen, den sie gleichfalls als elementaren Teil ihrer selbst begreift. Sportliche Spiele existieren lange, bevor es Literatur und Künste gibt. Sport ist Teil der Erziehung der Oberschicht. Sportereignisse prägen die römische Lebenswelt von jeher und vermehrt mit der Wende zur Kaiserzeit, als sie ein Massenphänomen mit gigantischen Zuschauerzahlen werden; der Circus Maximus am Fuße des Palatin in Rom, eine Rennbahn von ca. einer Viertelmeile Länge, fasste ca. 150.000 Zuschauer.

Komplementär tritt dem Spitzensport ein Breitensport zur Seite: Sport wird Bestandteil der Lebensführung jedermanns; bevorzugter Ort sind die öffentlichen Bäder, die zugleich verschiedene Sportplätze umfassen und von Trier bis Nordafrika, von Byzanz bis zum Hadrianswall über das ausgedehnte Imperium Romanum verbreitet sind. Indes, indem sich Sport dabei zur Wellness wandelt, tritt er völlig unter

den Oberbegriff der Gesundheit und hat keinerlei wettbewerbliche Komponente mehr. All das deutet bereits auf tief greifende Unterschiede zur griechischen Agonistik. Nicht nur dass der Bereich des Theaters und der Literatur zunächst nicht wettbewerblich organisiert ist – in Rom fehlt also das Komplement des musischen Agons. Ein entscheidender Umstand besteht vielmehr darin, dass bei den Sportwettkämpfen und im musisch-literarischen Bereich die Nobilität und überhaupt der römische Bürger nicht Akteur, sondern ausschließlich Zuschauer ist. Denn es verträgt sich nicht mit der Würde eines Römers, sich in einer Schaustellung zum Vergnügen anderer zu exponieren. Daher erfolgt im Sportwesen schon früh eine Professionalisierung, die eine zunehmende Überlagerung mit der Funktion der Unterhaltung nach sich zieht. So lässt sich festhalten: Sport mit seiner wettbewerblichen Struktur ist zwar auch in der römischen Welt allgegenwärtig, doch der römische Bürger nimmt im Gegensatz zum griechischen nicht selbst am Wettbewerb teil.

Gleichwohl fehlt Wettbewerb unter den Bürgern keineswegs. Begeben wir uns dazu vom körperlichen Wettkampf auf das soziale Feld und betrachten die Verhaltensmechanismen, die sich für die Nobilität ausgebildet haben. Da sich der Rang der Familien aus der Anzahl der Spitzenämter herleitet – je mehr Konsuln eine Familie aufzuweisen hat, desto höher steht sie – und jedes Jahr neu gewählt wird, herrscht eine hohe Dynamik, zumal immer das Risiko eines Abstiegs besteht. Denn eine Familie, die 100 Jahre lang keinen hohen Magistraten stellt, verliert an Bedeutung; in extremen Fällen kann ihr die Zugehörigkeit zur Nobilität aberkannt werden. Das sind mithin hochkompetitive Rahmenbedingungen.

Bemerkenswert ist nun die Praxis, die entwickelt worden ist, um den Wettbewerb zu kanalisieren.¹⁶ Die allgegenwärtige scharfe Konkurrenz um die Positionierung der Familien in der politisch-sozialen Hierarchie wirkt potentiell zentrifugal und gefährdet die soziale Kohärenz nicht nur der Nobilität, sondern des gesamten römischen Volkes. Als Gegenmittel dient daher eine Konsenskultur. Doch beides ist so raffiniert ineinander verschränkt, dass vermittels der Konkurrenz eine permanente Bestätigung des Konsenses selber geleistet wird. So erfolgt in der intensiven Kommunikation, die zwischen politischen Akteuren und Volk betrieben wird, eine dauernde Verständigung auf das übergeordnete Regelwerk, das erst den Wettbewerb unter Gleichen ermöglicht: auf die Sitten der Vorfahren, auf die Exempel aus der römischen Geschichte oder auf die römischen Leittugenden. Solcher Konsens über die Regeln und Bedingungen ist zwar unverzichtbare Grundlage für das Funktionieren jeglichen Wettbewerbs, doch die römische Republik rückt in ihrer Selbstdarstellung in nachgerade extensiver Weise eine solche performative Bestätigung ihrer normativen Basis ins Zentrum. Anders formuliert: Nicht der Wettbewerb und der Sieg, sondern die Wettbewerbsregeln und damit seine Begrenzung stehen im Zentrum der Selbstdarstellung, die von den Wettbewerbsteilnehmern gefordert wird.

Auf diesem Hintergrund wird vollends deutlich, warum in Rom Angehörige der Nobilität auf gar keinen Fall in Sportwettbewerben oder anderen Agonen auftreten können: Denn eine Niederlage könnte *honos*, ihre Zugehörigkeit zur gemeinsamen Norm und deren Erfüllung, damit ihre soziale Geltung gefährden. Aus dem römischen Sozialsystem erklärt sich also, warum ein potentieller politischer Akteur sich